

EUGENIO COSERIU

Synchronie, Diachronie und Typologie

In diesem Beitrag geht es mir um den Nachweis, daß eine Reihe allgemeiner sprachlicher Probleme, die zunächst in keinem unmittelbaren Zusammenhang miteinander zu stehen scheinen, entweder ganz gelöst oder zumindest in einem rational annehmbaren Sinne formuliert werden können, und zwar aufgrund einer neuen Auffassung vom Sprachtyp. Es handelt sich um folgende Probleme:

1. das Problem der sog. sprachlichen Konvergenzen,
2. das Problem dessen, was man „Durchlässigkeit“ (bzw. auch „Undurchlässigkeit“) der Sprachsysteme nennen könnte,
3. das Problem häufiger Heterogenität der in verschiedenen Teilen derselben Sprachsysteme eintretenden Wandlungen und
4. das Problem der Antinomie von Synchronie und Diachronie.

Diese selbe neue Auffassung vom Sprachtypus läßt uns dazu noch zu einer neuen allgemeinen Sicht interner Sprachentwicklung gelangen.

1.1 Zur Begründung der sprachlichen Konvergenzen, d. h. der voneinander unabhängigen Parallelentwicklungen, die in historisch verwandten Sprachen offenbar auftreten, beruft man sich oft auf den Begriff „Tendenz“. So etwa spricht A. Meillet¹ von „Tendenzen historisch zusammengehöriger Sprachen“ und sogar von „tendances héréditaires acquises“. Doch ist die Erklärung durch den Begriff „Tendenz“ in keiner Weise annehmbar. Man darf den Sprachen nämlich keinerlei Tendenzen zuschreiben, da sie einfach Sprachtechniken und keine sich bestimmter Absichten bewußte Wesen sind: die Sprachen als solche tendieren nirgendwohin, und insofern müssen wir de Saussure zustimmen: „la langue ne prémédite rien“. Die Sprecher dagegen können wohl „Tendenzen“ erkennen lassen, doch beabsichtigen sie dabei in der Regel keine Modifizierung der Sprachtechnik, sondern es geht ihnen nur um den angemessenen Ausdruck für ihre Gedanken, Gefühle und Intuitionen. Dennoch verändern die Sprecher ihre Sprache, im allgemeinen aber ohne besondere Absicht: ihre Modifizierungstendenzen

¹ Meillet (1918) und (1925) 98f.

betreffen nicht die sprachlichen Mittel selbst, sondern ihre Verwendung. So gesehen stellt die Erklärung aus dem Begriff der „Tendenz“ – und das geschieht in der Sprachwissenschaft recht häufig – eigentlich gar keine Erklärung dar, sondern einfach eine andere Formulierung der in der Sprache beobachteten Wandlungen. Denn die Behauptung, eine Sprache „tendiere“ irgendwohin, ist gleichbedeutend mit der Feststellung, ein Phänomen x sei in ihr zu einem Zeitpunkt A häufiger anzutreffen als zu einem früheren Zeitpunkt B. Und wenn man sagt, verschiedene Sprachen wiesen eine „gemeinsame Tendenz“ auf, so bedeutet das nichts anderes, als daß man in ihnen analoge Entwicklungen feststellt.² Wie soll man dann aber die sprachlichen Konvergenzen erklären, wenn sich die Anwendung des Begriffes „Tendenz“ hier als reine Tautologie erweist? Vielfach nämlich werden nicht einfach voneinander unabhängige Entwicklungen vorliegen, sondern erst später belegte Gemeinsamkeiten oder auch nur Übertragungen aus einer Sprache in die andere, die nach ihrer historischen Trennung erfolgt sind. Doch sind die Fälle nicht selten, in denen solche Erklärungen unzureichend oder gar ausgeschlossen bleiben. So etwa ist das Rumänische, um nur ein Beispiel zu nennen, im Begriff seine Nominalflexion in einer mit Sicherheit internen Entwicklung zu reduzieren und nähert sich in dieser Hinsicht den westlichen romanischen Sprachen an. Längere Zeit nämlich schon ist *la* [eine *ad*, *à*, *a* entsprechende Präposition] + Subst. im Rumänischen eine geläufige Variante des flexivischen Dativs (*oamenilor* ~ *la oameni*). In jüngster Zeit ist ebenfalls im Rumänischen eine Reduzierung der Flexion des nachgestellten Adjektivs (oder adjektivischen Partizips) zu beobachten, und insbesondere dann, wenn es vom zugehörigen Substantiv getrennt erscheint (sei es auch nur durch eine Pause); Ion Barbu z. B. schreibt: *acestei calme creste/intrată* [und nicht *intrate*]; *argintul unei scule de preț atunci picată* [und nicht *picate*]. In derartigen Fällen bleibt das Problem der „Konvergenzen“ (oder, was dasselbe ist, das der „gemeinsamen Tendenzen“) weiter bestehen.

1.2 Zum Problem der „Durchlässigkeit“ der Sprachsysteme möchte ich eine – freilich in einem anderen Zusammenhang stehende – Bemerkung von Ch. F. Hockett³ anführen: „Eine Sprache ist weder ein geschlossenes System, dem kein neues, bedeutungstragendes Element hinzugefügt werden kann; noch ist sie ein völlig offenes System, in das jedes Element jeder anderen Sprache (oder eines quasi-sprachlichen Systems) absolut

² Vgl. dazu meine Ausführungen in Coseriu (1958) 192ff.

³ Hockett in [einer Rez.] *Lg* 32 (1956) 467.

frei eingeführt werden kann [Übers. D. Ch.].“ Ihrem Wortlaut nach erscheint diese Äußerung als eine allgemeine empirische Feststellung; doch muß man hier nach der Ursache dessen fragen, was sie bedeutet, und diese vor allem noch näher bestimmen. Wird man dabei einfach zu einem statistischen Ergebnis gelangen oder vielmehr zu einer intern motivierten Anzahl von Neuerungen (oder Entlehnungen)? Mit anderen Worten: welcher Art der Neuerung bleiben die Sprachsysteme geöffnet und welcher nicht? Warum z. B. haben die romanischen Sprachen – tiefgehend gräzisierte Sprachen, die schon seit der sog. vulgärlateinischen Zeit sehr vieles aus dem Griechischem übernommen haben – nicht den im Griechischen so geläufigen Typ *apostolica verba* angenommen, sondern sind bis heute bei Ausdrücken wie *las palabras de los apóstoles*, *les paroles des apôtres*, *le parole degli apostoli* etc. geblieben? Warum haben sich Bildungen etwa wie *paternus*, *maternus* (statt *de mi padre*, *de mi madre* etc.), *aureus* und *ferreus* in den romanischen Sprachen nie recht durchgesetzt? Aus welchem Grunde wiederum zeigten sich das Italienische, das Spanische, das Portugiesische und das Katalanische dem lateinischen Superlativ auf *-issimus (-rimus)* gegenüber so aufnahmefähig, während das Französische – abgesehen von der hier zumindest in demselben Maße wie in allen anderen westlichen romanischen Sprachen eingetretenen „Relatinsierung“ – sich für diese Neuerung als nicht empfänglich erwies? Warum behielt der Superlativ auf *-issimus* in den Sprachen, die ihn annahmen, nicht denselben sprachlichen Wert wie im Lateinischen? So wurde nämlich der Typ *altissimus homo* (ital. *un uomo altissimo*) ganz allgemein üblich, nicht dagegen der Typ *altissimus hominum* (*altissimo fra gli uomini*) ist immer noch ein unverkennbarer Latinismus).

1.3 Die romanischen Sprachen sind auch ein ausgezeichnetes Beispiel für unser drittes Problem, da nämlich die großen Umwälzungen, die in ihnen seit der lateinischen Zeit erfolgt sind, häufig als Entwicklungen heterogenen Charakters erscheinen und sich nicht aus den herkömmlichen Prinzipien der historischen Grammatik erklären lassen. So etwa steht fest, daß sich das romanische Verb insgesamt anders entwickelt hat als das Nomen. Bei den Nominalformen wurde nämlich die Flexion aufgegeben; dagegen hielt sie sich bei den Verbalformen und konnte sich z. T. sogar noch bis heute erneuern (*eram – eras – erat* hätten italienisch und rumänisch *era – era – era* ergeben müssen; doch erscheinen heute it. *ero – eri – era* und rum. *eram – erai – era*). Wenn man das Verschwinden der Nominalflexion auf Lautabnutzung zurückführt, womit will man dann erklären, daß diese Abnutzung bei den Verbalformen nicht dieselben Wirkungen hatte? Und wenn man einwendet, bei den Nominalformen habe man die Präpositionen zur

Verfügung gehabt, um die Kasusfunktionen wiederzugeben, dann kann man immerhin darauf verweisen, daß man ja auch bei den Verbalformen über Ausdrucksmittel verfügte, die die Funktionen der Verbalendungen hätten übernehmen können (nämlich die Personalpronomina). Man behauptet, beim Verb habe Analogie gewirkt, jedoch nicht beim Nomen. Das wiederum ist keine Erklärung (die Rückführung eines Tatbestandes auf einen anderen), sondern, wie schon im Falle der „Tendenzen“, eine lediglich anderslautende Formulierung der eigentlich feststellbaren Tatsachen. Denn die Analogie an sich ist keine wirkende Kraft oder Wesenheit, sondern einfach ein von den Sprechern bei der Sprachgestaltung und -umgestaltung angewandtes Verfahren: sie ist nicht Ursache, sondern Modalität gewisser Erscheinungen; und der Hinweis auf das Auftreten der Analogie in einem Teil der Sprache und ihr Fehlen in einem anderen kann nur als Hinweis darauf gedeutet werden, daß diese beiden Bereiche der Sprache von den Sprechern lediglich verschieden behandelt worden sind. Andererseits vermag auch die Lautabnutzung nicht einmal alle in der Nominalflexion eingetretenen Veränderungen hinreichend zu erklären. Wie soll man etwa die zusätzlich erfolgte Erneuerung gewisser materiell so gut charakterisierter Oppositionen wie die vom Typ *altus – altior – altissimus* oder auch wie die vom Typ *istic – istuc – istinc – istac* erklären? Umgekehrt ist auch die sogenannte Analogie offenbar nicht im gesamten Bereich des Verbs in Erscheinung getreten: sie trat nämlich nicht ein, damit das lat. Passiv erhalten blieb (d. h. dessen synthetische Formen)⁴. Auch reicht zu einer Erklärung die Berufung auf das vulgärlateinische und romanische Prinzip der Periphrase nicht, da nämlich, während in der Nominalflexion die periphrastischen Formen für die synthetischen eintreten (*patris* → *del padre*; *altior* → *más alto*; *hinc* → *de aquí*), letztere sich in der Verbalflexion häufig neben den periphrastischen Formen halten (*dije – he dicho*, *dijera – había dicho*); aber – und das mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen – in der passivischen Konjugation verhalten sich die periphrastischen Formen wie in der Nominalflexion (*amor* → *soy amado*). Schließlich werden auch in den romanischen Sprachen zwei nominale Kategorien – Genus und Numerus – paradigmatisch ausgedrückt („Flexion“), und sogar noch besser und in gewisser Weise klarer als im Lateinischen; und im Falle dieser beiden Kategorien erweist sich, daß auch hier, und zwar sehr oft, die sog. Analogie in Erscheinung getreten ist. Mehr noch: in einer ganzen Reihe romanischer Sprachen und Dialekte, von Portugal bis hin nach Rumänien, erscheinen sie häufig doppelt ausgedrückt: so port.

⁴ Wie z. B. *amatur, amabatur, amabitur* usw.

corvo – *corvos*, *ovo* – *ovos*; rum. *seară* – *seri*, *școală* – *școli*; port. *novo* – *nova*; rum. *frumos* – *frumoasă*; astur. *pirru* – *perra* etc. Gewiß, man mag einwenden, es handle sich hierbei um in sich begründete phonetische Alternanzen. Aber nicht minder gewiß ist, daß diese Alternanzen von jeher zum Ausdruck grammatischer Kategorien benutzt werden und daß ihre Motivierung heute vielfach ausschließlich morphonematisch ist. Demnach steht außer Zweifel, daß in den romanischen Sprachen zwei verschiedene Prinzipien in der historischen Erneuerung der Sprachtechnik aufeinander gefolgt sind und daß die Grenze der Anwendungsbereiche beider Prinzipien zumindest nicht mit derjenigen zwischen Nomen und Verb zusammenfällt. Was mag also ihre Annahme berechtigen, und was darf als ihr eigentlicher Sinn betrachtet werden?

1.4 Das Problem der Antinomie von Synchronie und Diachronie ist im Grunde ein Scheinproblem, besser gesagt, ein unzutreffend formuliertes Problem. Denn so wie de Saussure diese Antinomie dargestellt hat, gehört sie nicht der Objektsebene, sondern der Betrachtungsebene an: es handelt sich hier nur um eine Verschiedenheit der Standpunkte, um eine methodische Unterscheidung (die dazu noch einer ganz bestimmten Methode eignet), die aber schon als reale, den sprachlichen Fakten selbst zukommende Unterscheidung interpretiert worden ist. Außerhalb dieser Methode handelt es sich dabei streng genommen um die Unterscheidung von Funktionieren und Zustandekommen der Sprache („Sprachwandel“), und dementsprechend kann man sagen, die Sprache komme in der Diachronie zustande und funktioniere in der Synchronie; jedoch ist mit dieser Unterscheidung keine objektive Trennung gegeben, zumal für die Sprache das Funktionieren („Synchronie“) und das Zustandekommen oder der „Wandel“ („Diachronie“) nicht etwa zwei Momente, sondern nur ein einziges sind.⁵ Wir müssen aber noch bei diesem letzten Punkt verweilen und erklären, wieso diese Antinomie auf der Objekts-ebene nicht existiert, oder auch in welchem Sinne das Funktionieren der Sprache und der Sprachwandel (die Spracherneuerung) in der Wirklichkeit zusammenfallen. Wie schon angedeutet wurde, wollen die Sprecher ihre Sprache im allgemeinen nicht verändern, sondern nur anwenden, d. h. sie einfach funktionieren lassen. Nun wandelt sich die Sprache aber bei ihrer Verwendung, und das bedeutet, daß der Gebrauch einer Sprache ihre Erneuerung und schließlich ihre Überwindung bedingt. Folglich muß die Sprache gewissermaßen die Kräfte zu ihrer eigenen Überwindung, zum sog. „Sprachwandel“, schon in sich tragen. Offensichtlich erfordert dies auch eine neue Konzeption der Sprachbeschreibung, wenn

⁵ Vgl. dazu meine Ausführungen in Coseriu (1958) 206 ff.

die Beschreibung ihrem Objekt auch wirklich angemessen sein soll. Allgemein betrachtet ist die Beschreibung der Geschichte nicht wesensfremd, wie oft behauptet wird, sondern ist in sie miteingeschlossen, da nämlich die Beschreibung eines Gegenstands zu einem bestimmten Zeitpunkt seiner Geschichte natürlich auch zu eben dieser Geschichte gehört. Wenn nun der Sprachgebrauch die Möglichkeit von Veränderungen enthält, dann muß auch eine Beschreibung des Sprachgebrauches und seiner Voraussetzungen eine solche Möglichkeit begründen. Mit anderen Worten, wenn die Sprache Gegebenheit und Möglichkeit zugleich ist, dann muß auch jede Beschreibung diese beiden Aspekte berücksichtigen, d. h. wenn die Sprachsysteme offene Systeme sind, dann muß man sie auch entsprechend beschreiben. Andererseits würde dies auch den wirklichen Gegebenheiten der Sprachtätigkeit und der allgemeinen Erfahrung der Sprecher selber entsprechen. Wie schon Humboldt und Croce bemerkten, lernt man nicht einfach eine Sprache, sondern man lernt, sich in ihr schöpferisch zu betätigen, d. h. das materiell Erlernte zu überwinden: eine Sprache beherrscht wirklich nur, wer dazu fähig ist, in ihr Neues zu schaffen, mit ihr vorher nie Gesagtes auszudrücken. Auf diese wesentliche Tatsache hat auch eine Richtung der nordamerikanischen deskriptiven Sprachwissenschaft, um die in letzter Zeit viel (zu viel) Aufhebens gemacht worden ist, hingewiesen – freilich ein wenig spät: gemeint ist die „transformationelle Grammatik“, deren Vertreter erkannt haben, daß gerade die Sprachbeschreibung, um sich dem anzunähern, was die Sprache für ihre Sprecher ist, sich nicht auf das in einem „Korpus“ Gegebene beschränken darf, sondern auch die Möglichkeit, über dies Gegebene hinauszugehen, berücksichtigen muß, anders gesagt, daß eine angemessene Beschreibung den „Unendlichkeitscharakter“ der Sprache wiedergeben muß.⁶ In diesem Zusammenhang ist viel von der sog. Grammatikalität die Rede gewesen, d. h. von dem, was in einer Sprache noch „zulässig“ ist, auch wenn es nie vorher da war. Dabei steht natürlich vollkommen außer Zweifel, daß das „Grammatische“ nicht allein das schon Verwirklichte umfaßt. Bisher ist jedoch die „Grammatikalität“ von den Transformationalisten noch nicht recht abgegrenzt worden; vielmehr pflegen sie auf die „Intuition der Sprecher“ zu verweisen, auf das, was natürliche Sprecher in ihrer Sprache als „annehmbar“ betrachten würden. Ein derartiges Vorgehen entbehrt durchaus nicht jeglicher Grundlage; dennoch ist

⁶ Diese „Unendlichkeit“ betrifft auch nicht allein die „möglichen“, aber in der historisch realisierten Sprache nicht belegten Sätze und Redeformen, sondern alle konstitutiven Elemente der Rede und alle sprachlichen Funktionen überhaupt.

dieses nicht der rechte Weg, um zu präzisen und objektiven Kriterien zu gelangen: wenn die „Grammatikalität“ nämlich ein methodisch gültiger Begriff sein soll, dann muß sie sich eben auch aus der Sprache selbst, so wie sie in der Sprachtätigkeit erscheint, rechtfertigen lassen, und nicht aus den Einzelurteilen der Sprecher, welche ohnehin sehr verschieden in ihrer Begründung sein können. Und dazu gehen denn die Transformationalisten auch langsam über, wenngleich leider sehr einseitig und mit völliger Unkenntnis der auf diesem Gebiet in den vergangenen Jahrzehnten geleisteten Arbeit: seltsamerweise behaupten nämlich die Transformationalisten von sich, eine Gegenbewegung zur „modernen Linguistik“ zu bilden, während sie sich im Grunde nur gegen eine Richtung der nordamerikanischen Sprachwissenschaft wenden (genauer gesagt, nur gegen die verschiedenen Richtungen der Bloomfield'schen Schule).⁷ Dazu noch beschränkt sich die transformationelle Grammatik ganz ausdrücklich auf die Synchronie und benimmt sich so jeder Möglichkeit eines tieferen Verständnisses der Funktionsweise sprachlicher Systeme.⁸

2.0 Diese vier soeben dargestellten Probleme erscheinen als miteinander zusammenhängend, wenn man nur das Wesen dessen, was sich „Sprache“ nennt (im funktionellen Sinne, d. h. im Hinblick auf die reale Sprachtätigkeit), und die strukturelle Schichtung, die die „Sprache“ als solche enthält, berücksichtigt: ihre funktionellen Ebenen.

2.1 Die Sprachen stellen das „Sprachvermögen“ in historischer Hinsicht dar (als historischen Gemeinschaften zugehörig). Eine Sprache ist folglich ein Vermögen, das sich in einer Tätigkeit kundtut, ein System von Verfahren oder Verfahrensregeln, ganz einfach ein technisches Vermögen – genauer, eine historische Sprachtechnik – und weist daher auch die allgemeinen Kennzeichen eines jeglichen technischen Vermögens auf (vgl. Coseriu 1958, 49). Innerhalb der technischen Verfahren, die

⁷ Alles Wesentliche der Transformationstheorie, soweit diese überhaupt gültig ist, kann man schon in den Arbeiten verschiedener europäischer Gelehrter auffinden (Porzig, Bally, Kuryłowicz, Frei u. a.). Hinsichtlich theoretischer Probleme von allgemeinem Belang, um die sich – freilich ohne eine kohärente philosophische Grundlage und im Grunde auch ohne großen Erfolg – die transformationelle Grammatik so sehr bemüht (Sprache als schöpferische Tätigkeit, Sprache als Technik der Sprachschöpfung, Sprachsysteme als Systeme von Möglichkeiten, Stufen der Grammatikalität, Charakter und Bedeutung der Intuition der Sprecher), sei mir gestattet, daran zu erinnern, daß sie von mir selbst klar und ausführlich in einer Reihe verschiedener Arbeiten behandelt worden sind, angefangen mit Coseriu (1952) und ganz besonders in Coseriu (1958).

⁸ Vgl. dazu besonders Chomsky (1964) 22.

eine Sprache konstituieren, können nun drei funktionelle Ebenen unterschieden werden (die im Bereich der Grammatik auch „Stufen der Grammatikalität“ genannt werden dürfen): Norm, System und Sprachtyp. Die „Norm“ umfaßt die in der Sprache einer bestimmten Gemeinschaft historisch verwirklichte Technik, alles, was in dieser Sprache allgemein und traditionell verwirklicht ist, ohne dabei schon notwendig funktionell zu sein (z. B. die beiden „obligatorischen“ Varianten [b] und [β] des Phonems /b/ im kultivierten Spanisch; das sog. Zäpfchen-*r* des Pariser Französisch usw.). Das „System“ stellt die Gesamtheit der funktionellen (distinktiven) Oppositionen dar, die in einer und derselben Sprache festgestellt werden können, sowie die distinktiven Regeln, nach denen diese Sprache gesprochen wird, und, daraus folgend, die funktionellen Grenzen ihrer Variabilität; das System als solches geht schon über das historisch Verwirklichte hinaus, weil es auch das nach den bestehenden (in der Norm nur teilweise angewandten) Regeln Realisierbare enthält. Man betrachte z. B. die folgende Reihe: *giocare* – *giocerellare* – **rigiocherellare* – **rigiocherellamento* – **rigiocherellamentista* – **rigiocherellamentistico*. Gibt es nun diese letzteren Formen? Innerhalb der italienischen Norm gewiß nicht, sie kommen nicht als historisch realisierte Formen vor und stehen also auch nicht in den Wörterbüchern (die als Verzeichnisse der lexikalischen Norm gelten). Im System jedoch gibt es sie: sie sind funktionell „mögliche“ Formen. Und dazu erkennt man sie auch als „italienische“ Wortformen, und nicht als die einer anderen Sprache, zumal sie ja nach den funktionellen Regeln des Italienischen gebildet worden sind.⁹ Dagegen wären Formen wie etwa *vidergiocherellamento*, *rigiocherellemā*, *rigiocherellamento* nicht „italienisch“, da sie nicht nur der Norm, sondern auch dem System des Italienischen nicht entsprechen. Der „Sprachtyp“ schließlich enthält die funktionellen Prinzipien, d. h. die Verfahrenstypen und die Kategorien von Oppositionen des Systems, und stellt somit die zwischen den einzelnen Teilen des Systems feststellbare funktionelle Kohärenz dar. So verstanden, ist der Typ eine objektiv vorhandene sprachliche Struktur, eine funktionelle Ebene der Sprache: er ist einfach die höchste strukturelle Ebene einer Sprachtechnik.¹⁰

⁹ Verschiedene andere Beispiele – phonetischer, grammatischer und lexikalischer Natur – zu diesem Abschnitt können in Coseriu (1952) Kap. V nachgelesen werden.

¹⁰ Dies ist in der Tat auch die Auffassung vom Sprachtypus, die die traditionelle Sprachtypologie, so wie sie von F. und A. W. Schlegel begründet worden ist, zwar meint, aber nicht ausdrücklich formuliert hat. Der Typ als „Klasse von Sprachen“ ist ein Folgesatz oder noch besser eine Anwendung dieser Auffassung.

In den romanischen Sprachen z. B., mit Ausnahme des Französischen (und, in geringerem Maße, des Okzitanischen), ist die funktionelle Kohärenz auf der Ebene des Typs – wie ich noch an anderer Stelle zeigen werde¹¹ – aufgrund eines allgemeinen Prinzips gegeben, das wie folgt formuliert werden kann: „interne“ (paradigmatische) Ausdrucksdeterminierungen (materieller Art) für „interne“, designative, d. h. nicht-relationale Funktionen, wie Genus und Numerus; „externe“ (syntagmatische) Determinierungen (materieller Art) für „externe“, relationelle Funktionen (wie Kasus, Steigerung der Adjektive usw.). – Als kategorielle Ebene enthält der Typ virtuell auch Verfahren, die im System noch nicht existieren, wohl aber möglich wären, in Übereinstimmung mit schon als solchen vorhandenen Kategorien der Sprachtechnik.

Um noch einmal zusammenzufassen: die „Norm“ umfaßt das traditionell in einer Sprache Verwirklichte; das „System“ die dem Verwirklichten entsprechenden Regeln; der „Typ“ die den Regeln des Systems zugrundeliegenden Prinzipien. Daher geht auch das System über die Norm und der Typ über das System hinaus. Und in diesem Sinne ist jede Sprache eine teilweise verwirklichte und teilweise noch zu verwirklichende Technik: das System ist ein System von Möglichkeiten hinsichtlich der Norm, der Typ ist es in Hinsicht auf das System.

2.2 Was die Beziehungen zwischen Norm, System und Typ angeht, so müssen wir dreierlei beachten:

a) Einem einzigen System können verschiedene Normen, einem einzigen Typ verschiedene Systeme entsprechen. So bieten die romanischen Sprachen eine ganze Reihe verschiedener Systeme, deren Mehrzahl jedoch einem und demselben Sprachtypus entspricht.

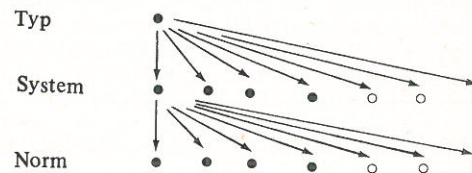
b) Auf der Ebene der Norm analoge Fakten können auf der Ebene des Systems verschieden sein. So z. B. kann die normale Aussprache von /f/ im Französischen und im Spanischen gleich sein, doch funktionieren frz. /f/ und span. /f/ in ihren entsprechenden Systemen in jeweils anderen Oppositionen. Ebenso können auf der Ebene des Systems analoge Fakten auf der des Typs eine andere Bedeutung erhalten. So besaß auch das Lateinische in seinem System einige den romanischen entsprechende syntagmatische Determinierungen (*magis idoneus; in schola, ex schola* usw.), doch standen diese nicht etwa den paradigmatischen gegenüber, sondern waren lediglich eine Ergänzung zu ihnen, da das Lateinische den kategoriellen Unterschied zwischen externen und internen Funk-

¹¹ In „Versuch einer neuen Typologie der romanischen Sprachen“ [bisher unveröff.].

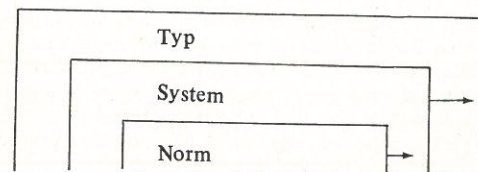
tionen nicht kennt, während er dagegen für das Spanische, Portugiesische, Katalanische, Italienische und in einem gewissen Maße auch für das Rumänische wesentlich wird.

c) Was vom Standpunkt einer bestimmten strukturellen Ebene her diachronisch („Wandel“) ist, erscheint auf einer anderen, höheren Ebene als synchronisch („Funktionieren“). So wäre it. **rigiocherellamento*, wenn es je verwirklicht würde, ein neues Faktum innerhalb der Norm, jedoch nicht innerhalb des Systems: all das, was im Laufe der Zeit in die Norm aufrückt, findet sich außerhalb des Zeitablaufs im System begründet, insofern es dessen bloße Anwendung ist. Ebenso war der it. Elativ *altissimo*, gegenüber *il più alto*, zu einem bestimmten Zeitpunkt ein neues Faktum innerhalb des Systems; nicht jedoch auf der Ebene des Typs, weil er einem im Italienischen schon geläufigen funktionellen Prinzip entsprach („paradigmatische Determinierung für nicht-relationale Funktionen“). Als Bestandteil des Systems erscheint der Elativ vom Typ *altissimo* (d. h. eigentlich die Opposition vom Typ *altissimo/molto alto* // *il più alto*) sehr viel später als andere entsprechende Bestandteile, und in diesem Sinne handelt es sich hier um ein diachronisches Faktum; auf der Ebene des Typs jedoch ist dieses als Anwendung eines schon vorhandenen sprachtechnischen Verfahrens ein synchronisches Faktum.

In einer schematischen Darstellung ergäbe sich dann folgendes (durch ● werden „realisierte“ Fakten, durch ○ „mögliche“ Fakten veranschaulicht):



oder noch besser:



Letzteres bedeutet: Bewegung in der Norm ohne Bewegung im System (oder auch: *Diachronie in der Norm bei gleichzeitiger Synchronie des Systems*); Bewegung im System ohne Bewegung im Typ (oder auch *Diachronie des Systems innerhalb der Synchronie des Typs*).¹²

3. Wenn wir jetzt zu den vier anfänglich dargestellten Problemen zurückkehren, so ergibt sich folgendes:

a) Die sprachlichen Konvergenzen haben nichts Geheimnisvolles an sich, wenn man nur den technischen Charakter der Sprache berücksichtigt: es handelt sich dabei einfach um die Anwendung systematisch und typologisch analoger Muster in verschiedenen Sprachen, wobei materielle Unterschiede entstehen können; und diese Anwendung kann sich über einen sehr großen Zeitraum hinweg erstrecken (etwa von der

¹² In diesem Zusammenhang müssen wir darauf hinweisen, daß F. de Saussure in die synchronisch vorhandenen Fakten auch die analogische Neuschöpfung – sehr zu Recht übrigens – miteinbezog und dazu sogar die Möglichkeit andeutete, im Französischen Formen wie **interventionnaire*, **repressionnaire*, **firmamental* nach sprachlich schon vorhandenen Mustern zu schaffen (Saussure 1916, 225): offensichtlich bezog er sich damit auf die Synchronie des Systems (vgl. Coseriu 1958, 209). Es ist nur zu bemerken, daß de Saussure den Lautwandel als eine von der Analogie wesensmäßig unterschiedene Erscheinung betrachtete und ganz allgemein die phonischen Erscheinungen als völlig von den grammatischen verschieden ansah, was nicht angenommen werden darf. Auch N. Chomsky formuliert gewisse zur Synchronie des Systems und zur Diachronie der Norm gehörige Regeln (d. h. Regeln, die über das historisch Verwirklichte hinausgehen), aber wird sich dessen nicht bewußt, weil ihm die Begriffe „System“ und „Norm“ fehlen und weil er nicht erkennt, daß alle Verfahren der Sprachtechnik synchronisch und diachronisch zugleich sind oder auch daß in der Sprache kein eigentlicher Unterschied zwischen „Regeln der Funktion“ und „Regeln des Wandels“ besteht. Mehr noch: er sieht eine Unzulänglichkeit Humboldts darin, daß dieser nicht zwischen „rule-governed creativity“ und „rule-changing creativity“ (Chomsky 1964, 22) unterschieden habe. In Wirklichkeit ist aber die „rule-changing creativity“, soweit sie die interne Sprachentwicklung betrifft (unabhängig von der möglichen äußeren Herkunft der betr. Fakten), auf der Ebene des Sprachtyps eine „rule-governed creativity“ und gehört damit einfach zu den Möglichkeiten der Sprachtechnik. Dadurch, daß er das eigentliche Wesen der Sprache (schöpferische Tätigkeit) und damit zugleich ihren technischen Charakter verkennt, dazu noch das sprachlich Universelle mit dem sprachlich Allgemeinen verwechselt, verfällt er schließlich in der letzten Fassung seiner „Theorie“ (= Chomsky 1965) auf die mystische Auffassung von den angeborenen Ideen, die er dazu noch ganz unbekümmert durch eine merkwürdige Evolutionstheorie positivistischer Prägung zu rechtfertigen versucht. Es ist bedauerlich, daß ein Sprachwissenschaftler, der zu Humboldt zurückzukehren meint, so verfährt, als hätten Kant und Hegel nie gelebt, und dabei die wirklichen philosophischen Zusammenhänge und die eigentlichen Grundlagen der Sprachauffassung Humboldts völlig ignoriert.

viat. Periode bis zur Gegenwart).¹³ Das „Erbe“ besteht dann also nicht aus den sog. „Tendenzen“, sondern aus den technischen Verfahren, die die Sprache als „System von Möglichkeiten“ bilden. Alle realisierten Fakten können als solche voneinander unabhängig sein, nicht jedoch die Regeln oder Prinzipien der Realisierung, die schlechthin allgemeingültig sind. Dazu handelt es sich hierbei nicht um ein „Erbe“, sondern um die kulturelle Vermittlung eines Sprachvermögens. So etwa sind die romanischen Sprachen einander ähnlich, und zwar nicht allein aufgrund des aus dem Lateinischen Bewahrten und des voneinander Entlehnten, sondern auch und vor allem aufgrund der Anwendung einer ihnen gemeinsamen Sprachtechnik, aufgrund einer historischen Entwicklung nach analogen technischen Verfahren. Und ihre innere Geschichte ist nicht so sehr der Katalog der in ihnen von der lateinischen Zeit an erfolgten „Veränderungen“, als vielmehr die Geschichte dieser Entwicklung, ihrer Entstehung durch die Einwirkung der Sprecher.

b) Es gibt eine „Durchlässigkeit“ der Norm und entsprechend eine des Systems: prinzipiell ist auch in der Norm möglich, was im System schon gegeben ist; und im System, was schon im Typ da ist. So etwa ist **rigiocherellamento* durchaus möglich, weil *ri-*, *giocherellare*, *-mento* und die dementsprechenden Funktionen und Kombinationen im it. System schon gegeben sind.¹⁴ Die neue – romanische – Funktion von *altissimus* war auf der Ebene des Systems möglich, weil das dementsprechende funktionelle Prinzip im romanischen Sprachtyp schon vorhanden war. Dagegen sind *altissimus hominum*, *paternus* (statt *de mi padre* etc.), *aureus* (= *de oro*) diesem Sprachtyp fremd.

c) Die unterschiedliche Behandlung verschiedener Teile des Systems kann dennoch eine typologische Kohärenz widerspiegeln. In den romanischen Sprachen z. B. erklären sich die in 1.3 aufgezählten Entwicklungen (und verschiedene andere) aus dem in 2.1 angegebenen funktionellen Prinzip.

d) In der Sprache gibt es keine Antinomie von Synchronie und Diachronie (von Funktionieren und „Wandel“), da der Sprachwandel (die historische Entstehung der Sprache) seinem Wesen nach eine Modalität des Funktionierens ist: was in der Norm als Wandel erscheint, ist vom System her gesehen nichts weiter als seine Anwendung; und Wandel im System ist dementsprechend Funktionieren des Sprachtyps. Sowohl das Funktionieren als auch der Wandel einer Sprache sind, insofern sie

¹³ Darauf laufen im Grunde auch die Interpretationen Meillet's hinaus, einmal abgesehen von der Berufung auf das ungerechtfertigte Konzept der sog. „Tendenz“.

¹⁴ Vgl. dazu Saussure (1916) 226–230.

eine interne Entwicklung darstellen – in einem gewissen Sinne sind alle Entwicklungen „intern“ (vgl. Coseriu 1958, 96) –, Anwendung einer und derselben Sprachtechnik: ein Unterschied besteht zwischen ihnen lediglich in der Anwendungsebene, jedoch nicht in ihrem Wesen.

4. Im Hinblick auf diesen letzteren Punkt nun ergibt sich eine Schwierigkeit, die ich keineswegs verdecken möchte: Meine Darstellung könnte wie eine Verlegung der Antinomien auf die Ebene des Sprachtyps erscheinen. Also müssen wir uns fragen, wie der Typus sich ändert und ob wir auf diesem Wege nicht etwa zu einer „regressio ad infinitum“ gelangen. Doch können wir dies Problem hier und jetzt nicht lösen. Gegenwärtig kennen wir nämlich noch nicht einmal so ganz die Synchronie (das Funktionieren) des Typs. Ein Ausblick mag hier denn einstweilen genügen: in einer historischen Sprache existieren verschiedene Normen, Systeme und, wie es scheint, auch verschiedene Typen nebeneinander, so daß ihre Entwicklung sich als beständige Verlagerung des Gleichgewichtes aller in ihr nur vorhandenen (realisierten oder realisierbaren) Techniken darstellt. Was die Ebene der Norm und ihre Beziehungen zum System betrifft, so verwendet mein Kollege Mario Wandruszka mit übrigens glänzenden Ergebnissen das Konzept der „Programmierung“ (in dem Sinne, wie man auch von „Maschinen mit Programmen“ spricht). Nach Wandruszka funktioniert die Sprache in einigen ihrer Teile wie ein Zusammenspiel verschiedener Programme, die einander überschneiden und auch nur teilweise durchgeführt werden. Etwas Dementsprechendes wird möglicherweise ebenso im Hinblick auf die Ebene des Systems und auf seine Beziehungen zum Sprachtyp zu beobachten sein.

Diskussion

Einwände der Professoren G. Francescato und S. Elia.

G. Francescato (Amsterdam): Die von Herrn Coseriu hergestellte Proportion Synchronie/Diachronie = Beschreibung/Geschichte kann nur gelten, wenn man „Geschichte“ in einem besonderen und eingeschränkten Sinne definiert: Die Diachronie stellt sich nämlich in ganz bestimmten Erscheinungen dar, die nur in einer Abfolge von verschiedenen Sprachzuständen untersucht werden können. Die „Geschichte“, so wie man sie allgemein in sprachwissenschaftlichen Arbeiten versteht, ist aber etwas anderes. Deshalb müssen wir hier eine Unterscheidung einführen, die die Äquivalenz Diachronie = Geschichte wieder aufhebt.

S. Elia (Lissabon): Wenn man von sprachlicher Tendenz spricht, so sagt Herr Professor Coseriu sehr richtig, dann ist sie bei den Sprechern und nicht in der Sprache zu suchen. Nun ermittelt aber gerade der moderne Strukturalismus die Bedingungen, unter denen die Sprecher auf ihre Sprache einwirken. Im Falle der Phonologie z. B. kann auch die Symmetrie des Systems eine Tendenz auslösen, wenn dadurch etwa ein „leeres Fach“ ausgefüllt wird. In diesem Fall ist die Tendenz also im System zu suchen und nicht bei den Sprechern selbst.

Beim Problem Synchronie/Diachronie scheint es mir doch eher angebracht, eine solche Unterscheidung nur auf die „langue“ anzuwenden, so wie Saussure es tat, d. h. auf die historisch realisierte Norm, ohne sie auf das System auszudehnen. Der Begriff System ist mit Notwendigkeit synchronisch aufzufassen, und schon F. de Saussure bemerkte, daß nicht das System sich entwickle, sondern seine Bestandteile. Wenn also in Bezug auf das System vorsichtig verfahren werden sollte, dann ist dies noch a fortiori beim Sprachtyp angebracht, der Ebene der Sprachbeschreibung nämlich, über die uns Prof. Coseriu soeben in seinem tiefgreifenden Beitrag informiert hat.

Antworten von Prof. Coseriu

An S. Elia: Die Sprache gehört ihrem Wesen nach zum Bereich der freien Gestaltung („Kultur“), nicht zu dem der Notwendigkeit („Natur“). Eben darum gibt es keine Ursachen, sondern nur Zwecke des Sprachwandels. Ohne Zweifel gibt es objektive Gegebenheiten, bei denen die Sprecher – für gewöhnlich – ihre Sprache umgestalten, aber darin liegt gerade keine Notwendigkeit. So gibt es auch keine innere Kausalität der Sprachentwicklung: System und Typ sind technische Möglichkeiten, d. h. Modalitäten und Modelle, nicht aber Gründe des Wandels. Selbst im Falle der „leeren Fächer“ eines phonematischen Systems haben wir keinen Grund zur Annahme eines etwaigen „Systemzwanges“. Wenn dann übrigens ein „leeres Fach“ ausgefüllt wird, tritt nur ein Wandel im realisierten System ein, nicht im System der Möglichkeiten; im Gegenteil: es handelt sich lediglich um eine Anwendung des letzteren. Also ist ein „leeres Fach“ eine Möglichkeit der Neuschöpfung in einem schon existierenden System, doch nicht die Ursache dieser (möglichen) Neuschöpfung. Der diachronisch orientierte Zweig des Strukturalismus hat zwar eine Reihe von Bedingungen und Modalitäten des Lautwandels aufgedeckt; jedoch hielt er sie irrtümlich für dessen Gründe.

An G. Francescato: Es handelt sich hier in der Tat um keine terminologische Frage, sondern um eine bestimmte Auffassung von der Geschichte. – Die Geschichte, die ich in meinem Beitrag meinte, ist nicht die sog. „äußere Geschichte“ (Untersuchung der Beziehungen der

Sprache zu andersartigen Fakten) und auch nicht die sog. „historische Grammatik“ (einfache Sammlung und Anordnung von Materialien zur Sprachgeschichte), sondern die Sprachgeschichte in ihrem eigentlichen Sinne, als Untersuchung der historischen Entwicklung der Sprache selbst. Unter diesem Gesichtspunkt steht auch die Beschreibung nicht als Gegenbegriff der Geschichte gegenüber, da sie schon in letzterer enthalten ist (und in diesem Sinne kann man auch H. Pauls Gleichung wiederbeleben: „Sprachwissenschaft ist gleich Sprachgeschichte.“). Andererseits kann man die Antinomie von Synchronie und Diachronie nicht überwinden, wenn man einfach im Bereich der Saussureschen Auffassung und Methode bleibt, d. h. wenn man den Sprachzustand als statische Projektion der Sprachtechnik und die Diachronie als Anhäufung einzelner heterogener Fakten betrachtet. Auf diesem Wege gelangt man dann zu einer merkwürdigen und wandlungslosen Geschichte, die sich als unendliche Reihe statischer „Synchronien“ darstellt. Auch der diachronisch ausgerichtete Strukturalismus bleibt im Grunde dieser Auffassung verpflichtet, mit dem einen Unterschied freilich, daß er zwischen den verschiedenen Synchronien gewisse Beziehungen herzustellen versucht. Die besagte Antinomie kann aber nur überwunden werden, wenn man zu Humboldts Sprachauffassung zurückkehrt, d. h. wenn man – methodisch – die Sprachbeschreibung als Beschreibung einer noch nicht abgeschlossenen (also in sich dynamischen) Technik betrachtet und wenn man die Sprachgeschichte als historische Realisierung dieser Technik versteht. De Saussure selbst nähert sich übrigens einer solchen Auffassung in seinem schönen Kapitel über die Analogie, jedoch bemerkt er nicht, daß die Erscheinung der Analogie eine zumindest partielle Negation seiner Unterscheidung von Synchronie und Diachronie einschließt. Er bemerkt es auch deshalb nicht, weil diese Trennung für ihn zugleich eine Trennung von „Grammatik“ und „Phonetik“ (von Technik und „Material“) bedeutet.

Literatur

- N. Chomsky (1964), *Current Issues in Linguistic Theory*, London/The Hague/Paris 1964.
- N. Chomsky (1965), *Aspects of the Theory of Syntax*, Cambridge, Mass. 1965, dt. Fassung u. d. T.: *Aspekte der Syntax-Theorie*, übers. und hg. von einem Kollektiv unter der Leitung von E. Lang, Frankfurt/M. 1969.
- E. Coseriu (1952), *Sistema, Norma y Habla*, Montevideo 1952, neugedr. in: E. Coseriu, *Teoría del Lenguaje y Lingüística General*, Madrid 1962, ²1967 [dt. Fassung u. d. T.: *Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft*, übers. von H. Petersen, München 1975].

- E. Coseriu (1958), *Sincronía, Diacronía e Historia. El Problema del Cambio Lingüístico*, Montevideo 1958, Neudr. Tübingen 1969, dt. Fassung u. d. T.: *Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*, übers. von H. Sohre, München 1974.
- A. Meillet (1918), „Convergence des développements linguistiques“, *Revue philosophique* 85 (1918), wiederabgedr. in: A. Meillet, *Linguistique historique et linguistique générale*, 2 Bde., Paris 1921, 1936, I: 1921 [Neudr. 1948], 61–75.
- A. Meillet (1925), *La méthode comparative en linguistique historique*, Oslo/Paris 1925.
- F. de Saussure (1916), *Cours de linguistique générale*, publié par Ch. Bally et A. Sechehaye avec la collaboration de A. Riedlinger, Lausanne/Paris 1916, ³Paris 1965.